

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DAS GEHEIMNIS DER UNIVERSITÄT

Wider den Verfall
von Zeitsinn und Sprachkraft

*Aufsätze und Reden aus den Jahren 1950 bis 1957,
herausgegeben und eingeleitet von Georg Müller*

Mit einem Beitrag von Kurt Ballerstedt:
Leben und Werk Eugen Rosenstock-Huessys

W. KOHLHAMMER VERLAG

VIVIT DEUS

Am 24. März 1945 hat Papst Pius XII. eine neue lateinische Psalmenübersetzung gutgeheißen. Die Eingangsworte seines Apostolischen Schreibens lauten: „In Cotidianis Precibus“ und betonen damit, daß die neue Übersetzung keinen akademischen Gegenstand behandelt, sondern das tägliche Gebetsleben der Kirche. Die einhundertundfünfzig Psalmen werden ja von jedem Priester in jeder Woche des Jahres gebetet. Jedes Kloster betet sie, seit es Klöster gibt. Vom heiligen Patricius, dem Apostel der Iren, berichtet das Brevier, er habe täglich den gesamten Psalter gebetet. Und der evangelische Sonntagsgottesdienst hat mindestens große Teile des Psalters in sich aufgenommen, als Wechselgebet zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde.

Ein neuer Text für dies Weltkirchengebet ist also ein weittragendes Ereignis. Und wahrhaftig, es ist ein neuer Text. Für den, der mit dem Brevier vertraut ist, fehlt es nicht an vielen schmerzlichen Veränderungen. Der alte lateinische Text hatte steile Großartigkeiten. Der neue ist nüchtern.

Ich will aber heut von einer Stelle reden, an der es nicht um die Schönheit geht, sondern um die Wahrheit. Die neue Übersetzung enthält einen Fehler. Es ist aber ein Fehler, der in den Mittelpunkt des Kampfes zwischen dem Heidentum und dem Christentum und dem Judentum aller Zeiten hineinreicht. Daß der Fehler im Herzen der römischen Kirche unterlaufen ist, mag unsere Augen der Tatsache öffnen, daß wir alle der Sünde bloß sind, bald wie Heiden und bald wie Kinder des lebendigen Gottes zu beten.

Es betrifft nämlich dieser Fehler eine Alternative, ein Entweder-Oder, das seit über zwölfhundert Jahren umkämpft wird. Am Anfang des achten Jahrhunderts ist die Kirche auf eine Gefahr aufmerksam geworden, der doch der neue Psalmentext von 1945 erlegen ist!

Der satanische Gruß „Heil Hitler“, hängt mit diesem „Fehler“ zusammen, und schon ein alter lateinischer Dichter wirft ihn den Goten bei ihren Toasten auf den Trinkgelagen vor.

Dabei besteht der Fehler nur aus einem falschen Modus Verbi, einer irrigen Übersetzung des hebräischen „Jahwe lebt“ im siebzehnten — nach evangelischer Zählung achtzehnten — Psalm.

Den 47. Vers dieses Psalmes beginnt die päpstliche Ausgabe mit „Vivat Dominus!“ Theodor Bezas lateinischer Psalmentext sagt an dieser Stelle „Vivit Jehova“. Das bisherige Brevier sagt: „Vivit Dominus“. Die neue Übersetzung ist philologisch unzulässig; dem griechischen „ζῆ“ mag man nicht ansehen, ob es indikativisch oder optativisch auszulegen sei. Aber das Hebräische läßt solchen Zweifel nicht aufkommen¹⁾. Für die alten Israeliten lebt Gott. Daß wir

¹⁾ Meine Autorität hierfür ist Prof. Dr. Eduard Strauß, dessen wöchentliche Bibellektüre aus dem Urtext den Kern des berühmten Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt/Main gebildet hat.

Gott könnten hochleben lassen, ist die eigentliche Versuchung alles Heidentums.

Schon 1926 schrieb ich in „Religio Depopulata“ (Rosenstock-Wittig, Das Alter der Kirche III, 124), es erwiesen solche Entgleisungen die providentielle Aufgabe eines nichtrömischen Teils der Christenheit, genau wie andererseits die Romkirche den anderen Zweigen der Christenheit einen dauernden Dienst erweise. Daß die Angleichung des Psalmes siebzehn an salische Franken oder Karlisten in Spanien kein unschädlicher oder vorübergehender Lapsus Calami ist, sondern eine immer gegenwärtige Gefahr, zeigt der Hymnus im Brevier, der mit „Iste Confessor Domini“ beginnt. In ihm wird eine ganze Strophe mit Heilrufen auf den dreieinigen Gott gefüllt: „Sit salus illi . . . , qui . . . gubernat trinus et unus.“ Wenn der spätlateinische Dichter klagte: „Unter den gotischen Heilrufen verstummet die edlere Dichtkunst“, so klagt unser Herz hier über das Eindringen einer Heil-Hitler-Religiosität. Allerdings gehört dieser Hymnus, der an jedem Tage eines Confessors, der nicht auch Papst war, gesungen wird, der schlechtesten Schicht von Hymnen an, aber er steht nun einmal im Brevier; damit stellt das Vivat Rom vor die Frage, ohne die wir ja für die Zersplitterung der Kirche keine Erklärung hätten: Welcher Kräfte bedarf es, um die ständige Verfälschung unseres Glaubens immer wieder zu überwinden?

Vielleicht ist es für einen Italiener gar nicht leicht, die heidnische Färbung des Vivat zu bemerken. Denn die Pilger, die jährlich oberhalb Subiaco den Monte Autore erklimmen, singen dabei

Viva, viva, sempre viva
Quelle tre persone divine
Quelle tre persone divine
la santissima trinitá.

„Die Dreieinigkeit soll leben, dreimal hoch.“

Und ich will dazu noch das Zugeständnis machen, daß in allen Volkssprachen es einen „beschreibenden Imperativ“ gibt, in dem der reine Stamm des Verbums ohne Endung beides bedeuten kann: Gehéiß und Bericht. „Viva“ ist daher im Volksmund vielleicht wirklich noch ein unausgesondertes Ausrufen der Tatsache „Leben“. Die Inder sowohl wie Plautus haben diesen unausgesonderten Gebrauch des reinen Themas Verbi. Es ist also unsere eigene Befehdung dieses Mißverständnisses sowie die Befehdung des Prologs der Lex Salica durch den Papst nur bedingt richtig, nämlich bedingt durch unsere eigene Zeit. Aber für uns arme, verzweigt sprechende und denkende, nach Christi Geburt Lebende, da gilt doch wohl die Trennung zwischen Götzen und Gott, und auch in Italien wird die vorchristliche Erbmasse nur zum Schaden der Kirche fortgesetzt werden.

Vive, vive, sempre vive
Quelle tre persone divine

wäre sogar der bessere Reim!*)

*) 1867 erschien im Druck: „Vival Viva! Gesù che per mio bene / Tutto il sangue verso dalle sue vene . . .“. Pius VII. (1800—1823) gewährte eine Indulgenz von 100 Tagen jedem, der sie sänge oder

Der theologische Verstoß ist deshalb viel aufregender als der philologische. Die Kirche hat ja wie ein Schwamm alle Heidentümer in liebender Geduld auf jeden Tropfen ihrer Wahrheiten hin ausgesogen. Kein Tüttelchen von ihrem echten Glauben hat die Kirche preisgegeben.

Aber freilich, eine Bedingung war darin geknüpft: das Heidnische wurde dabei umgewandelt und dem Anruf der Wiedergeburt unterstellt. Nicht das also ist anstößig, daß ein Hochleben Gottes sich auch bei den Heiden findet, sondern daß in Psalm 17 (18) die neue Übersetzung ermattet vor den Heiden ohne Konvertierung ihres Brauches kapituliert. Ich will zunächst an einem Beispiel erläutern, wie eine großartige Konversion uraltes heidnisches Glaubensgut retten kann. Dann wollen wir zu unserem Psalmentext zurückkehren und den standhaften Kampf der bisherigen Kirche gegen ein „Vivat Deus“ ihrer plötzlichen Verirrung gegenüberstellen.

Hier ist ein Beispiel echter Konversion. Ich verdanke es einer Studienreise nach Ägypten, wo es die Aufmerksamkeit meiner Assistentin Miss Cynthia Harris, Winnetka, Illinois, auf sich zog. Wir studierten nämlich dort das Lebendigmachen der ägyptischen Statuen. Der Priester ruft sie ins Leben, indem er Speichel in den Mund reibt und Atem in die Nasenlöcher bläst. Alsdann kann der schon Verstorbene in diesen Steinbildern sprechen, essen, atmen, und so hebt sein ewiges Leben im unzerstörbaren Material an. Diese Zeremonie des Öffnens des Mundes (und der Nase) war das Kernstück der Prozesse, durch die der Tod in Ägypten besiegt und durch ein ewiges Leben der goldenen, silbernen, steinernen unvergänglichen Kolosse überboten wurde. Der Monumentalkult der Alten wäre ohne diesen Brauch um seinen Sinn gekommen. Jährlich speisten die Angehörigen mit diesem ins Leben gerufenen, durch die Mundöffnung eßfähigen Denkmal! Das sterblose Material des Granits oder Goldes verbürgte die Unsterblichkeit. Als nun die Kirche diesen schrecklichen Wahn eines aus leblosem Material unsterblich gemachten Lebens angriff, da pflanzte sie das ewige Leben in die Mitte des sterblichen Lebens ein. Der Täufling soll ja in der Mitte seiner sterblichen Natur das empfangen, „was die Natur nicht geben kann“ (Tauf-formel). Der Wahn eines steinernen, elfenbeinernen, güldenen „hinter“ dem Tode durch Mumifizierung und Monumentalisierung zu erzwingenden Tempel-Himmelreiches war durch das Öffnen des Mundes der Statue genährt worden. Die Kirche aber nährt ihre Täuflinge durch das Wort. Während der Taufzeremonie nimmt also der Priester Speichel auf seinen Finger und berührt die Ohren und die Oberlippen (zwischen Mund und Nasenlöchern) des Täuflings mit dem Worte „Ephipeta“, welches soll heißen: „Sei offen“ (Ritual des Taufsakraments, Marcus 7, 34).

Hier ist also jeder Irrtum ausgeschlossen. Wie Maria durchs Ohr empfängt, so empfängt jeder Christ durchs Ohr das ewige Leben. Denn „der gewöhnliche

nachsage. Der Verfasser ist unbekannt, dürfte aber dem 18. Jahrhundert angehören. Dagegen halte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“, und ein Abgrund im Glauben tut sich auf.

Sterbliche“ ist noch tot, solange er bloß Natur ist. Er selber muß erst noch durch „die Öffnung des Mundes“ ins ewige Leben hinübergeführt werden. In diesem Brauch ist also die ägyptische Zeremonie des Öffnens des Mundes „konvertiert“. Bräuche, die nicht so konvertiert werden, drohen sich immer neu einzuschleichen. Gäbe es nicht die sinnfälligen Bräuche der Kirche, so drohte uns die Neuerfindung der heidnischen Abgöttereien, wie ja unter Hitler den formentleerten Maschinenmenschen gerade dies furchtbare Heraufsteigen aller heidnischen Riten widerfuhr.

Angewendet auf die uns bewegende Frage: Können wir Gott hochleben lassen?, bedeutet das: Die Psalmenworte „Vivit Jahwe“ sichern den lebendigen Gott gegen seine Verwechslung mit den Idolen der Heiden. Sie konvertieren. Von Gott kommt all unser Leben. Er hat uns geschaffen. Er erhält uns. Er leitet uns zu unserer Bestimmung. Er ist vor unserem Anfang schon da; er ist über der Mitte unseres Lebens, und er ist weit hinter dem Ende unseres Daseins derselbe lebendig machende Gott. Der, der an den lebenden Gott glaubt, betet also zu ihm: Möge ich leben, möchte ich leben. Wer an Götzen glaubt, ruft „Vivat!“

Eben dies haben die Heiden reichlich getan. Die „Toaste“ unserer Festmähler sind aus den Ahnenkulten entstanden. Der Toast war Geisterbeschwörung. Man beschwor die Toten, damit sie auf die Atzung hin ihre Gegenwart dem Mahle liehen. Denn ohne ihr Lebendigwerden hätten die Lebenden unter sich keinen Frieden halten können. Der Toast ist heute verharmlost. Aber sein Sinn war einst auf die im Mahl aus dem Totenreich zurückgerufenen Helden gerichtet.

Zu der Lex Salica, dem Recht der erobernden Franken, gibt es den berühmten Prolog, der diese neuen Täuflinge der Kirche über die bösen Christenverfolger, über die Römer erheben will. Der Prolog glaubt das nicht besser tun zu können, als indem er ausruft: „Vivat Christus!“ Man sieht aus dem naiven Ausruf, wie schlecht getauft die Franken damals waren. Darum hat ein Papst in den fünfziger Jahren des achten Jahrhunderts, nach den Tagen des Bonifatius, die rechte Lehre auf ein Bronzekreuz prägen lassen. Solcher „Skulpturprotest“ ist im achten Jahrhundert auch von anderen Päpsten gegen fränkische Irrlehre eingelegt worden. Dieser hat Epoche gemacht und das „Vivat Christus“ bei den Franken beseitigt. Ist sie doch in dem Jahre entstanden (754), in dem Pipin die Rezeption der römischen Liturgie verfügt haben muß.

Die Aufschrift lautet nämlich: „Christus vivit — Christus vincit — Christus regnat.“*)

Natürlich kann ich nicht beweisen, daß der Prolog zur Lex Salica selber der Stein des Anstoßes gewesen ist, auf dessen „Christus vivat“ der Papst mit „Christus vivit“ zu Felde gezogen ist. Hingegen ist kein Zweifel, daß seitdem eine Besinnung im Frankenreich eingesetzt hat. Karl der Große ist rechtgläubig.

*) Dieser Nachweis bei Ernst Kantorowicz, *Laudes Regiae*, San Francisco 1947. Leider hat die theologische Kontroverse in diesem grundgelehrten Buche keine Beachtung gefunden. So verkennt er die Lage, siehe jetzt J. A. Jungmann, *Missarum Sollemnia*, Wien 1948, Band I, 95.

Da ist das „Vivat Deus“, „Vivat Christus“ nicht nur mit Stillschweigen übergegangen. Nein, in herrlicher Weise wird das göttliche Leben dem heilsbedürftigen Menschendasein entgegengesetzt. Die offiziellen Formulare des Karlsreiches stellen aufs schärfste gegenüber die Formeln

für Gott: Für das Herrscherhaus und das Heer:
vivit Carolo vita et salus!
regnat exercitui vita et victoria!
vincit

Schöner läßt sich auch heut die Kluft zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht aussprechen.

Mithin sind seit der Reinigung des fränkischen Heidentums die Grenzen gezogen geblieben. Noch Mussolini mit aller seiner Prahlerei hat doch den italienischen Kindern die im Konkordat bestätigte Scheidung einimpfen lassen müssen. Es hieß: „Evviva il Duce“, aber „Christus lebt, siegt, herrscht“ im offiziellen Text der Staatsschulen. Nur möge der Leser nicht denken, daß jene Reform seit Karl Martell ohne Widersacher geblieben wäre. Die Karlisten in Spanien haben noch 1840 „Vivat Christus!“ auf ihre Banner geschrieben! Die Grenze zwischen Göttern und Menschen wird eben in jeder Generation aufs neue überschritten. Kein Geschlecht ist vor diesem Übergriff, Gott leben zu lassen, geschützt. Der Vers:

„Wie einer ist, so ist sein Gott.
Drum ward Gott so oft zum Spott“

ist zwar nur eine halbe Wahrheit. Aber diese halbe Wahrheit ist fürchterlich genug. Der Gott, der uns geschaffen hat, ist nicht von uns abhängig. Wir haben uns nicht selbst gemacht. Diese beiden Sätze widerlegen den aufklärerischen Vers. Gott ist nicht unser Gemächte; die Götzen freilich sind es um so mehr. Die Worte aus jenem Vers „So ist sein Gott“ zielen auf die Götzen, die wir hochleben lassen, nicht aber auf den Gott, der uns leben läßt.

Wie ist nun die Entgleisung des Psalmentextes von 1945 möglich geworden? Ist das eine Abstumpfung, wie sie ja im Zeitalter Francos und Hitlers und Stalins erklärlich wäre?

Ich möchte wenigstens andeuten, wie sich hier der Zusammenhang zwischen lebendigem Gottesglauben und seinem Schutz durch die trinitarische Gottesformel vielleicht praktisch greifen läßt. Es ist nämlich wirklich nicht einfach, an den lebendigen Gott zu glauben. Von den Menschen, die glauben, an Gott zu glauben, glauben nur wenige an den lebendigen Gott. Und viele glauben an den lebenden Gott, obschon sie behaupten, nicht an Gott zu glauben. Die Grenze im Glauben läuft viel seltener zwischen Gottgläubigen und Atheisten als zwischen denen, die ihren Gott hochleben lassen und dadurch zum Spott machen, und denen, die dem lebendigen Gott Leben, Sieg und Herrschaft einräumen.

Dem Übersetzer von V. 47 des Psalmes 17 (18) wäre das „Dominus Vivat!“ schwerlich unterlaufen, hätte er den dreiteiligen Satz „Christus vivit — Christus vincit — Christus regnat“ gleichzeitig vor Augen gehabt. Er hat den einen Gott des Alten Bundes von dem Christus des Neuen Bundes naiv getrennt. Aber Christus lebt im Vater, leidet und siegt als Sohn, ist mit uns im Reich des Geistes. Nun liegt die Wirkung des päpstlichen Schutzrufes von 727 wohl nicht zum wenigsten in der dreiteiligen Aufzählung. Wir Menschen können von Dem, der über uns steht, nicht auf einmal reden. Wo immer wir von Gott auf einmal alles sagen wollen, wird Gott zum Spott. Dreimal muß der Glaubende mindestens ansetzen, soll auch nur die geringste Wahrheit Gottes in ihm laut werden. Dies dreimalige Ansetzen ist der Segen der trinitarischen Formel. Wir sprechen vom Vater, vom Sohn, vom Heiligen Geist, um uns einzugestehen, daß weder ich noch Du Gott sind. Denn Dich oder mich kann ein einziger Name identifizieren. Um aber die über uns hinausragende Stufe des Schöpfers zu erklimmen, muß unser Atem drei Züge tun. Ich habe im ersten Teil des „Alters der Kirche“*) andere Formeln verglichen. Aus ihnen geht hervor, daß wir beim dreimaligen Atemholen doch nur Eines und nicht etwa Dreierlei sagen wollen. „Vivat Pater, Vivat Christus, Vivat Spiritus“ — das hätte der neue Übersetzer unmöglich in seine Feder gebracht! Nur die einfache Formel „Vivat Dominus“ floß ihm aus der Feder. Die Juden haben aber auch immer in Gott den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs angebetet, immer denselben Gott als den Schöpfer, den Befreier aus Ägypten und Sender des Messias verehrt. Dadurch allein ist ihr Gott nie der Götze geworden, den der Psalmenübersetzer ihnen im „Vivat“ 1945 unterschiebt. Denn immer hat Gott sie umringt. Er hat immer vor ihrem Anfang und nach ihrem Ende und über ihrem Heut gleichzeitig mehrere Zeiten zusammengefaßt. Durch die Geschichte des Volkes Israel ist dem einzelnen Israeliten also die Allgegenwart Jahwes ins Blut geschrieben auch da, wo sein eigener Geist versagen würde. Der einzelne Jude würde natürlich genau so selten an den lebendigen Gott glauben wie der einzelne Heidenchrist, müßte er nicht in Israels unbegreiflichem Wunderdasein sich der Wirksamkeit des Einen Einzigen Gottes öffentlich aussetzen. Denn er provoziert ja den Haß der Heiden schon dadurch, daß er zugibt: „Ich bin ein Jude.“ Dieser Satz sagt schlicht: „Gott lebt“, aber er sagt es dem Todfeind.

Dem Christen muß der Gott des Auszugs aus Ägypten, der Himmel und Erde erschaffen, auf anderem Wege lebendig werden. Wiederholt er nur die Gebete des Alten Bundes, so kann er sie so schrecklich mißverstehen, als gäbe es einen jüdischen Gott, einen nationalen Gott Israels, der dann ja auch „hochleben“ mag. Die vom Judenhaß vorangetriebene Bibelkritik hat ja auch so einen „henotheistischen“ Stammesgott Israels zurechtgefälscht. Es war schwer für den Nichtjuden einzusehen, daß sich ein Jude in Gefahr begab, wenn er

*) Mit Joseph Wittig, 5 Teile, Berlin 1927—28.

den lebendigen Gott anrief, und daß er eben dank dieser Gefahr für sich selber den Namen Gottes nicht leicht vergebens anrief. Es war mit anderen Worten schwer im 19. Jahrhundert, die ersten zwei der Zehn Gebote in ihrem Zusammenhang zu erfassen. Nur der ist der lebendige Gott, an dem sich Haß so gut wie Liebe entzünden; nur der Jahwe lebt, den zu bekennen so lebensgefährlich ist, daß man, wie die ernstesten Bibelforscher, dafür bis zum letzten „Jehovahs Witness“ — so nennen sich ja diese tapferen Sektierer in Amerika — massakriert wird. Nur der Gott siegt, dessen Anhänger sich für ihn kreuzigen lassen und dadurch den Gang der Weltgeschichte ändern.

Unter uns aber ist zwischen 1789 und 1933 keine Gefahr mit dem Bekenntnis zu Gott verbunden gewesen. Rilkes Mutter plapperte Gebete, wie wenn ein Bächlein floß. Staatskirchen sorgten dafür, daß nur zum Leugnen Gottes Mut gehörte. Die feinen Leute aber rechneten den lieben Gott — wie sie den Schöpfer Himmels und der Erde herablassend nannten — zum eisernen Inventar und benutzten alle Äußerungen über ihn zum eigenen Stolz. Ich habe selber in einer Parteiversammlung gehört, wie die Anwesenden Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ so sangen, daß der Vers „Das Reich muß uns doch bleiben“ einfach auf das Deutsche Reich sich bezog. Das ist genau so schlimm wie das „Vivat Christus“ der salischen Franken, und es führt uns auf eine wichtige allgemeine Regel:

Wo der Name Gottes ohne Gefahr gebraucht werden kann, da wird er alsbald unnütz gebraucht (Rilkes Mutter) oder „auf den Wahn getragen“, was das hebräische zweite Gebot verbietet. („Das Reich“ wird dann das Deutsche Reich.) Christen müssen unter den Umständen, in denen das Anrufen Gottes sie nichts kostet, einen weiteren Weg gehen, ehe ihnen das Leben ihres Herrn wirklich aus der Kehle dringen kann. Zwei oder drei müssen zum Beispiel in seinem Namen versammelt sein, ehe jeder der Zwei oder Drei wird wagen dürfen, von seiner Gegenwart zu zeugen. Diesen Vorgang, daß nie der einzelne, sondern erst der, dem sein Nächster begegnet, von Gott sprechen soll oder kann oder darf, habe ich zur Grundlage eines „metanomischen Gottesbeweises“ gemacht*).

Oder aber der einzelne, dem das Mitsprechen des Zweiten oder Dritten mangelt, wird sich demütig seine Schwäche als bloß einzelner eingestehen. Wir treten hier an das tiefste Geheimnis über die Sprache der Einzelseele, aber auch an die Ursache für das Trinitätsdogma heran. Das Dogma zwingt den Gläubigen, von Gott als Ich, als Du und als Er zu zeugen, als Macht der einen Generation, Ohnmacht der anderen Generation und als Friede, Freude, Einigkeit zwischen Macht und Ohnmacht. Damit wird ihm in Wahrheit das Durchpassieren mehrerer Haltungen zu Gott abverlangt, Haltungen, die sich auf einmal oder gleichzeitig gar nicht verwirklichen lassen. Wenn Zwei oder Drei gleich-

*) In „Der Atem des Geistes“, Frankfurt a. M. 1951, handelt davon der Abschnitt: „Die Zeit in ihrer wahren Potenz“.

zeitig versammelt sind, können sie in einem Augenblick die volle „Widersprechlichkeit Gottes“ aushalten; der einzelne kann sie nur austragen, indem er ungleichzeitig nacheinander die Widersprüche denkt und ausspricht. Nur mit Hilfe der Demut, daß der einzelne von dem ihn umringenden Leben Gottes in jedem einzelnen Satz höchstens den Drittel der vollen Wahrheit mitteilen kann, wird der einzelne in der Kirche fähig, von Gottes Leben zu zeugen. Die trinitarische Sprache, die dreigliedrige Erfassung des göttlichen Wirkens ist also eine Wendung, um die Zwei oder Drei, unter denen Gott gegenwärtig werden kann, in Dich allein oder mich allein hineinzusetzen, weil Du und ich ja im Zeitenlauf jeder mehrere Haltungen zu Gott durchleben und dadurch sozusagen selber eine Gruppe durch die Zeit hin darstellen. Schon 1864 hat ein schottischer Theologe, W. Cunningham, erkannt, daß die drei Glaubensartikel von Gott in den drei grammatischen Personen sprechen, Ich, Du und Er, damit wir uns von einer zur anderen wenden müßten. Die grammatischen Personen schließen einander aus. Niemand kann sich Ich, Du, Er gleichzeitig vergegenwärtigen. Die Begegnung mit den Dreien kostet also Zeit, eben die Zeit des lebendigen unsicheren Wandels, die sich der Begriffsmensch sparen will, die aber das Geheimnis des Lebens, auch des begreifenden Lebens, bleiben muß, wenn es nicht sterben soll. In der Zeit, in der sich unsere Seele von einer Person zur anderen Person der Gottheit wenden muß, erfährt sie, was es heißt, von Lebendigem zu sprechen. Nur wer sich wandeln kann, darf den Lebendigen durch seine Zähne ziehen. Denn nur in ihn ist das Volk Gottes, das ja das Menschengeschlecht umfassen muß, hineingelangt. Der Christ braucht also die trinitarische Formel, weil er das Volk Israel sprachlich abgelöst hat. Die Gefahr der Blasphemie, des unnützen Redens von Gott, ist seit 200 Jahren nicht sehr ernst genommen worden. Das „Vivat Dominus!“, das aus der Vatikanstadt an uns dringt, mag uns zeigen, daß die unnützen Redner von Gott die Todfeinde des lebendigen Glaubens sind. Denn kein Leben kann ohne Scheu, Ehrfurcht, Geheimnis, Scham gelebt werden.

Vielleicht hat unsere Zeit sogar neue trinitarische Formeln nötig, die nicht von Gottvater oder Gottsohn, sondern vom Geist dreifach sprechen werden. Darauf sei hier nicht eingegangen. Aber die dreigliedrige Erfassung des göttlichen Wirkens als Schutz gegen Blasphemie sollte hier doch betont werden, damit der Leser eine Ahnung bekommt, wo die Heilkräuter gegen unsere Rückfälle ins Heidentum wachsen. Der Eintritt des Christen in die umringende Lebendigkeit muß ihn eben ausdrücklich vor seine eigenen Gedanken in den Ursprung der Welt, über seine eigenen Zwecke und Ziele in den Sinn der Geschichte und ans Ende aller Zeit längst nach seinem eigenen letzten Atemzug versetzen.

Deshalb können wir zusammenfassend sagen: Der Übertritt aus dem Heidentum in das Christentum wird durch den Übergang vom „Vivat“ zum „Vivit Deus“ bezeichnet. Wir alle beginnen wohl als Heiden, weil uns erst unsere Lei-

den befähigen zu verstehen, daß der Mensch tot ist, bevor Gott in ihm zum Leben kommt. Der Glückliche versteht nicht die Einheit von Gottesglauben und Todeserfahrung. Deshalb will er gern von seinem reichen Leben seinem Gotte ein bißchen abgeben: „Vivat!“

Der Leidende weiß es anders. Denn er erfährt, wie wenig er lebt. Leiden heißt stückweise getötet werden. Der Leidende wird daher von der Gewißheit überwältigt, daß wenigstens Gott lebt. Im Leiden der Menschen zeigt sich das Leben Gottes. Die, welche bloß berufsmäßig oder schulmäßig mit Gott konvertieren, verlieren diesen Zusammenhang des Leidenstandes der Menschheit mit dem ewigen Leben Gottes. Aber Juden und Christen gibt es nur, weil wir alle weder von Gott ohne seine Menschen, noch von den Menschen ohne Gott sprechen sollen. „Vivit Jehovah“ heißt ja gleichzeitig: „Nur deshalb gibt es Israel.“

„Christus vivit; Christus vincit; Christus regnat“ heißt gleichzeitig: die Fürsten dieser Welt sind höchst bedürftig des Lebens, des Sieges und der Regentschaft.

Im Oberwallis, in dem bescheidenen Dorfe Täsch, wo die Menschen noch alle gottesbedürftig leben, haben sie auch noch schlicht an ihr Gotteshaus setzen können, ohne Komma und Punkt:

„Gott lebt siegt herrscht“.